Bericht von Hermann Lixenfeld im MTK Jahrbuch 2008

Der Weilbacher Büchspfaff

Alle Glaubensgemeinschaften gehen von den beiden Polen „gut und böse“ aus, die wir Christen Gott und Teufel nennen. Beide haben ihre Helfer die wir, auch noch heute, bei dem einen „als gute Engel“ und bei dem anderen als „böse Geister“ begreifen. Gemäß aktuellen Medienberichten und dem wachsenden Interesse an Berichten, Büchern und Filmen über außergewöhnliche Geschehnisse, glauben noch immer eine große Anzahl unserer Zeitgenossen an Dinge, die außerhalb unserer dreidimensionaler Welt geschehen und die unser Dasein beeinflussen. Dieser Glaube ist uns Menschen seit Urzeiten eingeprägt und ist für viele grausame Taten der Menschheit verantwortlich zu machen.
Nachfolgende Erzählung berichtet über alt Weilbacher, mündliche, Überlieferungen die reale Ereignisse, im Nachhinein, in die Welt des Geisterglaubens transverierten und die bis um 1960 überliefert wurden. Der Badegast Berthold Auerbach bestätigt in seinen „Schriften über Weilbach“ von 1842/43 jene Überlieferungen die anschließend, zur Einleitung wortgetreu, teilweise zitiert werden:

Der Dichter und die Weilbacher Bauern

„Zu Kurfürst- Zeiten und vor mehr als hundert Jahren war in Mainz ein Orden der Bettelmönche, die man Sebastianer hieß. Die Mönche kamen nun in das Dorf und sagten zu den Bauern: Hört einmal, Ihr müßt viel schaffen, Ihr könnt nicht viel beten, wir aber haben viel Zeit und sind zum Beten auf der Welt. Wir wollen für Euch beten, gebt uns auch was dafür, was ihr wollt“.
Des weiteren führte er die Spenden der Bauern in „Schildereien aus dem Taunus“ auf und berichtete weiter: „Einst kam ein durchtriebener Pfaff mit; es war ein großer lange Mann, der hieß Sebastian Feuerstein. Der schrieb nun auf, was ein jeder des Jahres gab, Lebens- und Sterbens wegen sagte er, und damit die Nachkommen auch wüssten, was sie zu geben hätten. Alle unterschrieben sich, der eine gab soviel Kartoffeln (Anbau hier um 1750), der andere soviel Korn und dergleichen. Da sagte einmal der Feuerstein, der eine große Büchse gehabt hat und den man den Büchspfaff hieß: Hört einmal, was braucht Ihr für uns zu ackern, zu sähen, zu ernten, zu dreschen? So und soviel seid ihr uns schuldig, gebt uns ein jeder ein Stückchen Ackers und da ist alles gut und wir beten und lesen Messe für Euch.“
Nun beschrieb Auerbach ausführlich die von den sterbenden Bauern erschlichenen Äcker in den Besten Gewannen und die, um ihr Erbe betrogenen Kinder sowie das Feuersteinsche Haus an der späteren Brücke, um anklagend mit seiner Erzählung fortzufahren: „Jetzt erst gingen den Leuten die Augen auf und sie sahen, wie sie betrogen worden waren. Die ganze Gemeinde ging zusammen, und sie gelobten, dass keiner die Pacht annehmen dürfe und dass sie auch keinen Fremden herein lassen wollten und sie taten einen schrecklichen Eid, dass derjenige nie aufkommen, hingegen zu Grunde gehen solle, der den Pacht annehme“. Dann lobte er den damaligen Zusammenhalt der Bürger und den Egoismus der Gegenwart der die Bauernkinder zu Tagelöhnern machte, die für die Reichen die Säue hüten mussten, und dies alles, weil der raffinierte Büchspfaff den Sterbenden einen schnellen Aufstieg in das Himmelreich versprach, wenn sie ihm ihre besten Äcker vermachten. Immerhin gab es nach einem Steuerverzeichnis von 1819 in Weilbach 55 Bauern, von denen in der Liste nur zwei als Reich abzulesen sind und 45 arme Tgelöhner. Hinzu kamen drei Gemeindediener, zwei Schuhmacher, ein Schneider, ein Müller,

zwei Leineweber, ein Krämer, zwei Hufschmiede, zwei Bäcker und nur noch zwei Wirte weil die anderen vier durch den Krieg konkurs gegangen waren.

„Keiner von allen Pächtern ist auf dem Büchsgut zu etwas gekommen, der Schwur hat`s getan und der Büchspfaff in Grundboden hinein verflucht worden“,erzählten ihm die Bauern.“Dem alten Nicklas dahinten sein Großvater, der hat den Pacht doch angenommen“. Über den Tod des Priesters wusste er zu berichten: „Einmal bringt des Pächters Frau in ihrer Schürze den Pachtzins nach Mainz zu dem Feuerstein. Da kommt ihr die Köchin entgegen und sagt: „Behaltet Euer Geld, eben holt ihn der Teufel“, und da lag der Büchspfaff drinnen auf dem Bett und ist an einem Karthäuserklös erstickt. Seitdem wandert nun der Büchspfaff als Geist auf seinen gestohlenen Feldern um, er sieht kohlrabenpechschwarz aus, hat eine lange Mönchskutte an, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf und eine Haue auf der Schulter. Er redet kein Wort und viele Leute haben ihn schon hockeln müssen, viele führt er auch die ganze Nacht in der Irre umher. Einmal ging eine alte Frau des Nachts um Eins auf`s Feld, um zu schneiden, da hat sie den Büchspfaff hockeln müssen bis an das Kreuz da draußen, da ist er herunter gesprungen. Ein Bauer ging des Nachts von Wicker, eine halbe Stunde von hier, auf der Landstraße nach Haus, ein langer Mann geht ihm voraus, er hinten drain, und der Büchspfaff hat ihn irre geführt, dass er wie es Tag geworden, d`runten am Main gestanden ist. Auch am Tag zwischen elf und zwölf erscheint der Büchspfaff, und eine Frau, die als es läutete nicht nach Hause ging zum Mittag, musste ihn auch hockeln.
Anno 1802, als wir nassauisch geworden sind, hat die Regierung das Büchsgut an sich gezogen und hat die Äcker versteigert“.
Interessant für diese Nacherzählung sind die Antworten der Bauern, auf seine Fragen, über ihren Geisterglauben. „Fast niemand zweifelte an der einstmaligen Erscheinung, einer aber behauptete witzig: „Seitdem die Franzosen da waren, gehen keine Geister mehr um, sie haben sie alle mitgenommen“. Ein anderer aber sagte sehr ernsthaft: „Der frühere Pfarrer hat mir gesagt, der verstorbene Pabst, der hat alle unerlösten Geister bannen können und der hat auch den Büchpfaff erlöst“. Ein dritter sagte: „Seit man das Kreuz da draußen für den Büchspfaff gemacht hat, hat seine arme Seele ruh“. Auerbach bemerkte hierzu: „Diese beiden letzten Vermutungen sind eine sehr beachtenswerte Konsequenz des orthodoxen Kirchenthums, dieses kann und darf den Wunderglauben nicht völlig aufheben. Die Wurzeln des ordinierten Glaubens ruhen in diesem Boden und die orthodoxe Kirche hat nur einzuprägen, dass ihre Wundermacht und die ihrer sichtbaren und unsichtbaren Oberen noch weit größer sei, als die aller Teufel und bösen Geister“. Dieser Meinung des Dichters kann man auch noch im Jahre 2005 gut beipflichten! In der Auflistung der alten Kreuzinschrift bestätigt er nochmals das ursprüngliche Entstehungsdatum des Kreuzes von 1725 welches, bei der Renovierung von 1949, mit der Jahreszahl 1775 verfälscht wurde.
Der Autor dieser Nacherzählung konnte noch zwischen 1940 und 1960 viele Varianten von der, von Auerbach, erwähnten Frau die das Mittagsleuten verpasste und von dem, aus Wicker, fehlgeleiteten Bauern erfahren. Dies weist auf ein, damals sehr beachtetes, großes Ereignis hin. Deshalb möchte der Autor diese Varianten zusammengefasst und möglichst, wie gehört, als zusammenhängende Nacherzählung präsentieren.

Die Müller Baas

Vor langer Zeit lebte eine Frau in Weilbach, die man die „Müller- Baas“ nannte. Sie war Witwe und bestritt ihren Lebensunterhalt über ein paar Äcker die sie, recht und schlecht bebaute oder, verpachtet hatte. Sie hatte nun zwar Getreide woraus sie ihren Mus zubereiten konnte und auch Obst und Erdfrüchte, die zum Überleben ausreichten, konnte sie aber nicht gar Kochen damit sie für den Körper verarbeitbar waren. Weilbach hatte keinen Wald doch die Wälder im Umland waren abgeholzt und der natürliche Nachwuchs, durch das Weidevieh, abgefressen. Nun hatte die Müller-Baas bereits den ganzen Sommer über an den Bach- Erlen und Hecken nach abgefallenen Ästchen gesucht, Kuhfladen getrocknet und dürre Gartenabfälle gebündelt, doch blieb ihr nach dem Kochfeuerbedarf nur wenig für die Winterheizung übrig. So trug es sich zu, dass die Baas im Spätsommer, während eines nächtlichen Gewitters, keinen Schlaf fand weil sie immerzu überlegte, wo sie sofort nach dem Tage- Leuten, um 6 Uhr früh, nach Fallästen suchen sollte. Und selbst als sie endlich ein wenig einschlief träumte sie von Ästen und Reisig, dass im Erlenwäldchen und am Heckenrain nur so herum lag. Mit den ersten Vogelstimmen erhob sie sich vom Lager, eilte beim ersten Glockenschlag zum Oberbach und kam nach kurzer Zeit mit wohl gefüllter Rücken- Trage zurück.
Als sie nun bei ihrem kargen Frühstück saß dachte sie: „Ei wenn eich mich eile duu, kennt` eich bis em 12 Uhr noch e` Bindel leese“! Und sofort nahm sie Seil und Trage um ihren Gedanken zu realisieren. Nun waren die Funde allerdings etwas spärlicher und weil sie hinter den Erlen niemanden in der Oberweilbacher Mark sah überschritt sie, schlechten Gewissens, die Diedenberger Gemarkungs- und Landesgrenze. Die Sonne brannte drückend, auf die nasse Erde, und verdunstete den gefallenen Regen der Nacht. In ihrer Raffgier war die Baas bis zum Kreuzstein des verlassenen Dorfes Oberweilbach gehetzt und als das 11 Uhr- Geläute, der Weilbacher Kirche, leise aus dem Offenen Tal zum Aufbruch mahnte hatte sie eine normale Trage Reisig gesammelt. Gerne hätte Sie hier ihren Durst gelöscht, aber der Welzgraben und Weilbach führten nur schmutzige Lehmbrühe zu Tale. Also schnürte Sie ihr Bündel und hetzte schweißgebadet, voller Angst vor Entdeckung, in der fremden nassauischen Gemarkung zurück zum Grenzweg am Erlenwäldchen, wo sie sich erschöpft nieder ließ und an die kühle Gutebornquelle jenseits des Baches dachte. Die Zunge klebte ihr im trockenen, speichellosen, Mund am Gaumen fest, aber was sah sie da? Da lag doch ein schöner, dicker, Ast unter den Erlen! Laß ihn liegen du hast ja heute genug Glück gehabt, war ihr erster Gedanke. Du darf nicht zu gierig sein, sonst forderst du das Unglück gerade Weges heraus. Aber dann hörte sie sich selber sagen: „Ei met deem Ast kann eich joo, im Winner, drei Dorch worm mache“!

Mit diesen Worten Quälte sie sich auf, um den Ast zu holen. Aber was sah sie da? Hier noch ein Zweig und dort ein Ast, überall lag das kostbare Brennmaterial, wie von einem guten Geist dort hin verstreut, und im Nu hatte sie ein Bündel so groß wie ihre Trage. „Wors mach eich jetzt, eich ve`steckels in de Brennessele“. Gedacht getan. Doch als sie sich anschickte ihren Nachhauseweg fortzusetzen schaute sie nochmals zu ihrem Versteck, wo man deutlich die beschädigten Stauden sah. Sie ging dicht vorbei und richtig, man konnte das Bündel sehen. „Des muß eich met numme, sunst iss es noochher fort“ murmelte sie und preßte es mit aller Kraft auf ihre Trage, dass ihr Spannseil nur mit aller Kraft zu verknoten war. Plötzlich fiel ihr siedendheiß ein, dass das Feld ab 12 Uhr geschlossen ist und es hat ja schon lange 11 Uhr geläutet. Sie hastet mit der schweren Last den Grenzweg hinunter, watet durch die Wickerfurt und quält sich die zerfahrene Böschung zum Johannispfad hoch. Erschöpft blieb sie

am „Niemands- Placken“, schweißgebadet und röchelnd, stehen. Sie spürte weder den Durst noch die Schrammen und Kratzer am Körper und dachte nur schnell, schnell, weiter. Dann hastete sie an den Quellen vorbei, wo in den Rinnen das frische Quellwasser, des „Guteborns“, silbern in der Sonne funkelte. Aber dies nahm die halb verdurstete Frau nicht mehr wahr. Niemals war der Johannispfad so lang und niemals, in ihrem Leben, der Hohe Rain so hoch wie heute. Immer öfters mußte sie anhalten. Dann hing sie mit rasselnten Lungen und zitternden Knien, über der abgestellten Trage. Aber jetzt stand sie bereits hinter der Johanniskirche und sah die Hausdächer von Weilbach, in greifbarer Nähe, vor sich. Gott sei Dank geschafft! Keuchend wuchtete sie die schwere Last auf ihre Schulter und ging, voller Hoffnung, auf dem festen Gehpfad der unter dem großen Apfelbaum hindurch führte. Doch plötzlich was war das? Ein Rauschen über ihr, dann fiel etwas auf ihr Bündel und nochmals ein leises Geräusch. Sie glaubte sogar einen Luftzug verspürt zu haben. Der Bixpfaff dachte sie voller Schreck, mein Gott, der Bixpfaff sitzt auf meiner Trage und ich muss ihn Hockeln. Die letzte Feuchtigkeit quoll aus ihren Poren und der Schweiß brannte in ihren Augen. Das Kreuz am Kreuzweg erlöst mich; konnte sie nur noch denken. Sie keuchte, röchelte und hastete, mit ihrer schweren Last weiter, die immer schwerer wurde. Rote und schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen und Schaumflocken kamen aus Mund und Nase. Sie glaubte den Bixpfaff auf ihrem Bündel schnaufen und kichern zu hören, schaute sich aber nicht um, weil der Geist ihr dann den Hals umdrehen würde. Ihre Schweiß verquollenen Augen nahmen linkerhand, ganz verschwommen, die Dorfmauer wahr. Sie rief um Hilfe, aber ein dicker Klos in ihrem Hals ließ keinen Ton hervorkommen und nur ein Gegurgel und Röcheln war zu hören. Ihre Last wurde unerträglich schwer und das Klopfen in den Ohren schmerzte wie im schlimmsten Alptraum. Jetzt nur noch wenige Schritte bis zu Kreuzweg am Mainzer Tor. Ihr wurde federleicht und sie glaubte zu schweben, dann wurde es Nacht um sie. Der alte Anton Dörrhöfer, der gerade seine, Ruß verschmierten, Hände reinigen wollte, sah die Baas liegen und alarmierte die Nachbarschaft.

Da lag sie nun, die Müller- Baas, am Kreuz vor der Rockuskapelle, die Kleider zerissen, zerkratztem Gesicht und blutender Kopfwunde. An Mund und Nase waren Schaumblasen und die Beine und Arme waren voller blutiger Kratzer. Irgendwer hatte eine Kanne Wasser geholt und Anton goß ihr etwas über Lippen und Stirn. Als sich ihre Lippen bewegten, richtete man sie auf und Anton flößte ihr ein wenig Wasser ein. Da öffnete die Baas ihre verquollenen Augen und starrte Anton mit entsetzten, runden Pupillen an als wäre er der Teufel in Person. Ihr Kinn begann zu zittern und aus dem verzerrten Mund quollen gurgelnde, unartikulierte Laute wie sie ein Mensch nur im Fieberwahn hervor bringen kann. Die umstehenden Dörfler hörten mit Entsetzen, wie die Baas mehrfach „Biixbaaff“ lallte und bekreuzigten sich. Schließlich steigerte sich das Grollen zu einem furchtbaren Gekreische. Sie krümmte die zerschundenen Hände, zu dämonenhaften Krallen, und fuhr ihrem Helfer in das Ruß- verschmierte Gesicht und Haare. Drei starke Männer, erzählte man, haben sie zurück reißen müssen, damit sie den armen Anton nicht zu Tode brachte. Mit größter Anstrengung zerrte man die Tobende in den Schatten der Kapelle wo sie sich, gar furchtbar gebärend, unter Krämpfen erbrach. Der eiligst herbeigerufene Pfarrer fand ein wahrhaftiges Höllenwesen vor der Kapelle welches, sich noch einige Male wild aufbäumte und dann reglos, stumm liegen blieb.

Alle Zuschauer folgten dem Beispiel des Pfarrers, fielen auf die Knie und beteten, mit vor Schreck entstellten Gesichtern, erzählte man. Hatten sie doch nun gesehen, was der Büchspfaff aus einem guten, warmherzigen Menschen macht, wenn er ihn heimsucht. Die Müllerbaas vegetierte noch einige Zeit bis man sie, irgendwann, mit

Rußverschmierten Gesicht, tot vor ihrer Herdstelle auffand. Ja, ja sagten die Zeitgenossen: “ Ween de` Deiwel e`mool in de Kralle hatt`, den holt`er aach“.
Die Erzähler des 20. Jh. hielten das Einsammeln von zwei Tragen Reisig, zwischen sechs Uhr früh bis Mittags 12, durchaus für möglich. Sie räumten aber ein, dass nach schlafloser Nacht, ungünstiger Witterung, Wassermangel und Überanstrengung, ein Mensch auch ohne den Büchspfaff einen Sonnenstich erleiden konnte.

Der Weilbacher Büchspfaff

De` Wickerde Schoo

Die Gemeinsamkeiten zwischen Weilbach und Wicker waren, in den vergangenen Jahrhunderten, über eine gemeinsamen Schule und Kirchengemeinde sehr groß so, dass zwischen den Dörfern viele Ehen zustande kamen. Einwohnerlisten und Gemeindeunterlagen, der vergangenen Jahrhunderte, geben hiervon reichlich Kenntnis. Von dem Johann in unserer Nacherzählung ist kein Familienname bekannt. Man nannte ihn einfach „ de` Wickerde Schoo“ und unterschied ihn damit von den andern Dörflern gleichen Vornamens.
Jener Schoo also, sagte nach zwei heftigen Regentagen im Spätherbst zu seiner Ehefrau: „Heit kann eich draußе nix mii dou un` gieh` mool hoom un`guck wej`s doo aussieht“. Seine Frau hatte dagegen nichts einzuwenden und sagte nur: „Kumm nit werre suu spiiet hoom, un` sauf nit werre suu vill Fedderweise, wie ferm Johr“! Wenig später watete er durch die, von den schweren Militär- und Handelsfahrzeugen, zerfahrene Landstraße nach Wicker und betrachtete wohlgefällig einige seiner, bereits winterfertigen, Äcker. Den Bauern war die Straße ein ständiges Ärgernis, weil der in Frondiensten reparierte Weg bald wieder von den Fremden ruiniert wurde. Als nun die Sonne den Nebel überwand hoffte er, des abends neben dem Weg, auf den abgetrockneten Feldern gehen zu können.
Mit solchen Gedanken beschäftigt, hatte er die Mauern von Wicker erreicht und schritt durch das kleine Tor. Von überall her rief oder winkte ihm jemand zu und als er sein Elternhaus erreichte wussten die meisten Einwohner, dass der Schoo im Dorf war. Zur Wickerer Kerb hatte man die lustige Haut vermisst, die immer einige Erzählungen, Sprüche und Lieder parat hatte. Damals war gutes Erntewetter und seine Frau verstand keinen Spaß wenn er, wegen der Kerb, seine Arbeit vernachlässigt hätte. Heute aber bot der Himmel eine Gelegenheit alles nachzuholen. Kaum hatte er die Eltern begrüßt, da stellten sich die ersten Besucher ein und nach kurzer Zeit saßen Freunde, Geschwister und Nachbarn, um den improvisierten Tisch, in der warmen Herbstsonne. Wie dies nun in den Dorfgemeinschaften so war, brachte jeder etwas zu Essen und zu Trinken mit und im Nu, stand der Tisch voller Köstlichkeiten. Das war ein Erzählen, Essen, Trinken und Singen wie auf Kirchweih. Doch als die Sonne hinter dem Hausdach verschwand, gingen viele wieder ihren gewohnten Pflichten nach. Nur die besten Freunde saßen noch zusammen und luden gegenseitig ein, ihren Federweißen und Wein zu probieren. Mit den besten
wünschen der Eltern versehen, ja noch zeitig bei Tageslicht nach Hause zu gehen, verabschiedete sich Johann von ihnen. Aber wie dies im Leben so geht, ging der Schoo noch lange nicht heim. Hier und da noch Federweißen, dort selbst gebrannten Schnaps und schließlich war es Mitternacht als er sich endlich auf den Weg nach Weilbach begab. Selbstverständlich beschworen ihn die Freunde die Nacht in Wicker zu verbringen, weil Kälte und dichter Nebel den Heimweg erschwerten. Er aber wischte die Bedenken großspurig hinweg und verschwand in der Nacht. Es war so neblig und dunkel, dass er nicht einmal die Mauer sehen konnte, die er bei ausgestrecktem Arm hätte Berühren können. Zu Anfang tat ihm die Kälte gut, milderte sie doch das Druckgefühl über den Augen. Aber wenig später stellte sich wieder das üble Schwindelgefühl in Kopf und Magen ein. Er torkelte durch den Schlamm der Straße und nachdem er mehrmals, auf Händen und Knien, im Morast lag entschloss er sich auf dem Ackerrand zu wandeln. Hier aber, auf dem trockneren und teilweise gepflügten Boden, knickten ihm immer wieder die Knie ein. Hatte er noch zu Anfang seines Weges den Gesang der Gesellschaft und die Stimmen der Freunde im Ohr, so wiederholten sich jetzt immer mehr die Zeitabschnitte, wo er sich

an nichts mehr erinnern konnte weil Geist und Körper in dichtem Nebel wandelten. In diesem Zustand muss er wohl der östlichen Abzweigung am Klingborn (Feldborn) gefolgt sein und als er durch den Faulborngraben und das Silzfloß stolperte, glaubte er die Querrinnen an der Straße zu passieren. Manches mal hatte er auch die Wahrnehmung als ob sich etwas, vor oder neben ihm im Nebel, mit ihm bewegte. Schließlich stand er knietief im Graben am Wiesenwehr und glaubte im Oberbach, vor der Dorfmauer zu stehen. Freudig rannte er los und versank bis zur Brust im Weilbach- Graben. Wie er die Böschung hoch kam konnte er nicht mehr nachvollziehen doch, als er vor Kälte zitternd auf der Wiese lag, wurde ihm bewußt, dass er sich irgendwo am alten Mainarm befand. Er rappelte sich hoch, fand den Eddersheimer Weg und stand wenig später erschöpft vor dem Frankfurter Tor, wo der Nachtwächter sein Rufen hörte. „Ei Schoo biste endlich doo“, sagte der, „ei dej suche dich alleweil schun dej gornz Nacht“. Und dann führte er ihn zu seinem Haus, wo im Fenster eine Kerze brannte, die ihm heimleuchten sollte. Kaum jedoch nahm er wahr, dass die Nachbarinnen in der Stube waren und mit halfen ihm die nassen, schlammigen Kleider vom Körper zu ziehen. „De` Bixebaff, de` Bixebaff, murmelte er mehrmals, als man seinen zitternden Körper in warme Decken wickelte, und dann schlief er erschöpft ein.
Ständiges Gemurmel weckte ihn auf und als er die Augen öffnete sah er zuerst das Sonnenlicht an der Wand, dass durch die kleinen Buzzenscheiben fiel. Mäuschenstill war es plötzlich im Zimmer und alle schauten ihn an. Seine Frau, die Kinder, die Eltern, Geschwister, Freunde und Nachbarn, füllten die Stube bis zur Tür und dann brach der Specktakel los: „ Ei wuu worst dann dou hej gelaafe“? Ei wors hot dann der Bixebaff met dejr gemorcht? Grord wej dou fort worst sein die Weibacher kumme un` hunn Deich gesuucht, un mejr hunn dej gornz Nacht“..Um der Blamage zu entgehen, trug der Schoo jetzt dick auf und erzählte wie es ihm erging, nur mit dem Unterschied, dass der Büchspfaff vor ihm her lief und er ihm willenlos, durch dick und dünn, folgen mußte. Er konnte nicht mehr denken und das Grauen erfaßte ihn bis ins Rückenmark. Als er beten wollte, fiel ihm nichts ein. Auch war er nicht von selber in das tiefe Wasser gefallen, sondern der Büchspfaff hatte ihn hineingestoßen. In dem Moment wo er ihn ertränken wollte ergriff er einen Ast, der nun mit einem anderen Ast ein Kreuz bildete, und im gleichen Augenblick zerplatzte die Geistererscheinung wie eine Seifenblase. Mit allerletzter Kraft habe er die Böschung erklommen und dann hätte eine Stimme gesagt: „Bleibe ruhig liegen, gleich wird dir warm“ Er aber fing an zu Beten und dann schüttelte ihn etwas, wie der Hund eine Ratte schüttelt, dass ihm das Blut gefror. Er betete aber weiter und plötzlich wurde ihm bewußt, dass er irgendwo am alten Mainbett lag. Wenig später fand er auch den Wiesenpfad der auf den Eddersheimer Weg führte und als er das Christkönigskreuz vor der Dorfmauer erreichte viel er auf die Knie, um ein Dankgebet zu spreche. Dann habe er den Nachtwächter die dritte Stunde ausrufen hören und wäre an das Tor gerannt. Mit vor Grauen offenen Mündern, und immer wieder sich bekreuzigend, hörten die Zuhörer seine Schilderung. Sie verbreiteten sie, über viele Generationen, in den Spinnstuben und jeder Überlieferer steigerte das Grauen und die Dramatik des, ursprünglich realen, Ereignisses nach seinem Empfinden hoch so, dass in vielen Familien verschiedene Varianten entstanden. Über die nachfolgende Geschichte gab es nur eine Variante.

Der Gewittermacher

Wie uns das Steuerverzeichnis von 1819 bescheinigt, hatte Weilbach auch damals schon drei Gemeindediener die man nach ihren Fähigkeiten entlohnte. So geht, von

den Vorfahren des Autors, aus den Gemeindeunterlagen hervor, dass Mitglieder der Familie Lang als Hofgutpächter, Gasthausbesitzer zum weißen Ross, Schultheiß und Gemeindediener ihren Lebensunterhalt bestritten. So arbeiteten Familienmitglieder von mehreren Generationen, neben ihrer Bauernarbeit, auch in der Gemeinde. Wer aber von ihnen nachfolgendes Ereignis erlebt hat, ist nicht bekannt. So soll also der Feldschütz, an einem heißen Sommertag, seiner Arbeit nach- gegangen sein und als im Westen dunkle Wolken aufzogen überlegte er, wo wohl ein Schutzdach zu erreichen wäre. Er entschied sich für die Johanniskirche, die er bei den ersten dicken Tropfen erreichte. Doch die Tür war verschlossen und der Schlüssel lag nicht, in der Mauernische, auf seinem Platz. Also presste er sich an die Tür und hing seinen Gedanken nach, während das Wetter an Heftigkeit zu nahm. Die Jugendlichen hatten ihm wieder einen schlechten Streich gespielt weil sie ihm Übel nahmen, dass er ihnen zuweilen ein Strafmandat ausschrieb. Erst gestern Abend musste er wieder zwei Mädchen aufschreiben, die an der Mauer standen, als gerade zwei Diedenberger Burschen, aus dem Nassauischen Ausland, über die Dorfmauer stiegen. Er hätte ja gerne so getan als ob er sie nicht gesehen hätte, aber der alte Höckel hatte ihm kurz vorher gesagt: „Ewe sein werre zwaa Menscher die Gass e` nuff, dej wolle betimmt nit berre (beten)“! So mußte er dem Hinweis Folge leisten und die ertappten Mädchen anzeigen. Es gab nur einen der den Hinweis des Gerichtsmannes Höckel ignoriert hätte: Der alte Landsknecht nämlich, der vom Höchster Amtmann als Nachtwächter empfohlen war. Beschwerden über das Verhalten des alten Soldaten nützten nichts. Er stand unter dem Schutz des Mainzer Obristen und dieser war der Meinung, dass der alte Michel seiner Pflicht als Nachtwächter genüge tut, wenn er Diebesgesindel aus dem Dorfe fernhält, was er ja auch tat. So war er bei der Jugend beliebt und erhielt manches Geschenk von ihnen. Ihn aber, den Feldschütz mochten sie nicht, obwohl er gerade bei dem jungen Volk vieles übersah und nicht zur Anzeige brachte. Entweder beschimpften ihn die Jugendlichen und deren Eltern wegen den Strafmandaten, oder die Spießbürger wegen seiner Nachsicht. Dies alles tat ihm in der Seele weh.

Das Prasseln dicker Hagelkörner riss ihn aus seinen trüben Gedanken. Im gleichen Moment sah er einen riesigen Blitz in einen mächtigen Baumast fahren. Das Energiebündel fuhr aber nicht in die Erde ein, sondern trat aus dem Seitenast heraus und traf einen jungen Baum welcher von der Naturgewalt zerfetzt wurde. Als ob der Wettergott das Opfer angenommen hätte, ließ der Regen nach und das Donnerwetter verlor sich in der Ferne. Nur die dicken, schwarzen Wolkenfetzen die der

Wetterfront nach wirbelten und die gelben Bäche in der Wegerinne, sowie in dem Ackerrain, erinnerten noch an das soeben erlebte Inferno. Die Stille war wohltuend und der Schütz stand noch immer im Türbogen der Johanniskirche. Er war beileibe keine ängstliche Natur und ging bei Tag und Nacht Wege, die seine weit abergläubigeren Zeitgenossen mieden. Doch hatten auch ihn die Urgewalten der letzten Minuten beeindruckt. Wo ist der Schlüssel; dachte er, „ich hatte doch heute Morgen aufgeschlossen und im Versteck lag nur eine tote Maus“. Schließlich fand er ihn, an einem Feldblumenband hängend, unter der Dachtraufe. Wieder ein übler Streich der Dorfjugend. Da hat er die Anweisung des Nachts abzuschließen, damit fahrendes Volk nicht darin lagere und bei Tage für die Gläubigen zu Öffnen, muss aber den Schlüssel vor Ort lassen, was die Jugend zum Anlass nimmt ihn zu ärgern. Auf dem Heimweg sah er immer noch die grell erleuchtet Szene gleich einem Arm, der den Blitz aus den Wolken holte und, über den anderen Arm, in den Jungen Baum leitete und er sagte zu sich selber: „Ei wenn eich suu e` Ängst vorm Bixebaff hätt` wej de Müller Adem, dem des Stück gehiert, ei doo dert eich jetzt` meene, de` Feier- stoo

hätt dej Beem samme gehaa“. Als er dann später Adam Müllers Sohn sah, der ihm schon viel Ärger bereitet hatte, sagte er zu ihm: „Gieh hoom un` saach deim Vadder, de` Bixebaff hätt em` in de` Wofskaut, sei beste Beem korz un` kloo gehaa“! Somit hatten die Dörfler wieder ihre Sensation. Der Adam wollte von dem Schützen umgehend Einzelheiten wissen, die jener mit den Worten ablehnte: „Vumm Deiwel schwätzt mer nit“! Und noch vor dem sechs Uhr- Läuten hatten alle Dorfbewohner den Bixpfaffschen Tatort besucht, sich dort bekreuzigt, und selbst den Pfarrer hatte man genötigt sich das Schreckenswerk anzusehen. Als der Schütz jedoch einige Tage später seinen Vetter, den Roßwirt, besuchte um einen Schoppen zu trinken war die Wirtschaft wenig später brechend voll und dem Müller Adam sein Rozzert, der sich die Nase an der Wirtschaftsscheibe platt drückte, alarmierte umgehend seinen Vater. Man nötigte den, nennen wir ihn hier, Johann Lang Einzelheiten auszusagen und als er langsam und stockend ein wenig preis gab meinte einer: „Der waas noch vill miie“ und sagte zum Wirt: „Geb dem Schütz noch en` Schoppe uff moin Säckel“! Aber Johann lehnte ab und meinte: „ Naa, naa eich trink nix mii, eich hunn noch nix gesse“! „Ei bring dem Brot un` Kees“, disponierte der deshalb um und der Bastian Dörrhöfer rief dem Wirt nach: Un` uff mich noch en Äppelwoi un` en Schnaps“. Schließlich sagte der gewichtige Gerichtsmann Adam Nauheimer zum Schütz: „Johann, dou mußt uns alles saache, ders merr den Gewärrermächer vunn de` Sebastianer banne losse kinne“! Und dann dachte der Johann: „Jetzt krej`der awwer eier Fett“, und legte los: Und er erzählte die gar schreckliche Mär von dem Riesigen Büchpfaff der mit hoch erhobenen Armen, schreckliche Flüche ausstoßend, das Gewitter herbei winkte. Wie die Wolken, aus der „Massenheimer Eck“ kommend, herbei wirbelten und den Tag zur Nacht machten. Dann habe er sich umgedreht und habe mit drei Riesenschritten vor der Kirche gestanden um nach ihm, dem armen Schütz, zu greifen. Aber die große himmliche Macht seines verehrten Namenspatrones habe dies verhindert so, dass der Büchspfaff vor Wut, wie ein Höllentier, gebrüllt hätte und er wäre von dem stinkenden Atem fast ohnmächtig geworden. Sodann habe er tausende hühnereier- große Hagelkörner und unzählige Blitze gegen die Tür der Johanniskirche gelenkt die aber am unsichtbaren Schild, des heiligen Johannes, abgeprallt wären. Schließ- lich habe er brüllend den linken Arm gegen die Wolken gestreckt, einen riesigen Blitz eingefangen und über den ausgestreckten rechten Arm und die Harke in den jungen Baum gelenkt, der wie ein Pulverfaß zerplatzte. Feuersteins markerschütterndes Lachen habe sich mit dem Heulen des Windes vermischt und dann wäre er plötzlich verschwunden gewesen und Blitz und Donner mit ihm.
Später kamen dann am prasselnden Herdfeuer, im Familienkreise, viele Ergänzungen hinzu; von den glühenden Kohlen in den Augenhöhlen und auch das gefletschte Totengebiß und die rabenschwarze Lederhaut des Ungeistes wurden, in den Familien- Erzählungen erwähnt. Wohlgemerkt: Diese Geschichte hat der Autor nur von der Großelterngeneration seiner Familie erfahren, die jene Überlieferung wiederum auf ihre Großeltern zurück führten. Vielleicht wollten die Großtanten, mit den Übertreibungen, dem wissbegierigen kleinen Hermann auch nur ein wenig Angst machen?

Wahrheit und Glaube

Wenn man sich mit Geschichte befasst, stellt sich diese Frage immer wieder neu. Im Falle des Johannes Feuerstein und dem Büchsgut liegen aber genügend Unterlagen vor, die ein wahres Ereignis garantieren. Primär sind die Eintragungen im Gerichtsbuch von 1636 bis 1705, Seite 27, von 1660 „Bickßguth“, anzuführen. Hinzu kommen die Eintragungen im Rechnungsbuch von 1665, Seite 63, „wegen deß Bixphachts

nacher Mainz zu gehen“ und auf Seite 106, „vom Pixßphacht nach Maintz“. Sekundär ist auch der Hinweis einer Vespermantel- Spende, durch die Mutter des Priesters, im ersten Kirchenbuch und die Kreuzstiftung von 1725 real gegeben. Die Aktivitäten des Johannes Feuerstein verweisen etwa in die Zeit um 1700 weil seine Mutter gemäß dem Bericht von A. Stiefvater, nach dem Tode des Sohnes, im ersten Kirchenbuch als Stifterin des Vespermantels genannt wird. Außerdem soll sie auch, laut mündlicher Überlieferung, später das Kreuz „um des Seelenheil des Sohnes“ gestiftet haben.

ERNEUERTES KREUZ SEIT 1969 IN BAD WEILBACH - INSCHRIFT KANN SO ÄHNLICH GELAUTET HABEN WIE HIER REKONSTRUIERT - SCHNECKEN URSPRÜNGLICH W. GEZEICHN. INFOLGE RENOV. KLEIN

Eine Bestätigung hierzu bilden die Aussagen der Bauern im Auerbach- Bericht von 1843. „Vor mehr als hundert Jahren“ und, „Der alte Niklas dahinten aber sein Großvater, der hat den Pacht doch angenommen“ oder, „seit man das Kreuz da draußen für den Büchspfaff gemacht hat, hat seine arme Seele Ruh“. Fraglich bleibt, ob bereits um 1700 hier Kartoffeln angebaut wurden?
Über die Ereignisse der „Müller- Baas“, des „Wickerde- Schoo“ und des „Gewittermachers“ gibt es nur mündliche Überlieferungen von 1940 bis ca.1960, deren Wahrheitsgehalt durch Auerbachs Schriften von 1843 bestätigt werden. Ihre Entstehungszeit dürfte irgendwo vor 1840 zu suchen sein und bei näherer Betrachtung erscheint der Büchpfaff als Ungeist der Felder, der „Rothesbock“ (siehe MTK- Jahrbuch 2004) aber als Ungeist des Dorfes. Bei allen Erzählungen ist das Grund- Ereignis als Wahrheit und die Büchspfaff- Aktivitäten als Glaube zu bewerten. Jener Aberglaube aber ist, in Gegenwart und Zukunft, teilweise unbesiegbar weil alle Glaubensgemeinschaften von den beide Polen „gut und böse“ ausgehen.

Quellen:

Auerbach Berthold, Schriftsteller, Herausgegeben in: „Das Vaterland“ Nr. 203 von 1843 „Schildereien aus dem Taunus“

Gerichtsbuch Weilbach von 1636 bis 1705, Seite Nr. 27, „Bicksgut“ v. J. 1660

Rechnungsbuch Weilbach von 1656, Seiten Nr. 63 und 106 „Bixphachts n. Mainz“

Stiefvater A. , Schullehrer in Weilbach, Herausgegeben in: „Nassauische Heimat, Beilage zur Rheinischen Volkszeitung“ Nr. 13, Seite 101, vom 15. Oktober 1929.

Verzeichnis über die Anzahl und Besteuerung sämtlicher Gewerbe im Herzogthum Nassau“ von 1819, aus Hess. H. St.A., Abt. 210, Nr. 990.

MTK- Jahrbuch- Berichte zum Thema, siehe in MTK- Jahrbuch 2004, Seite 68

Willi Hochheimer, herzlichen Dank für wichtige Hinweise zu diesem Thema!